

EDUARD KEMETMÜLLER

**Es war auf
der Eisenstraße**

Heitere und ernste Erzählungen
aus der Eisenwurzten

Copyright 2002 by Eduard Kemetmüller

Druck: Justizanstalt Stein

Vorwort

Warum, wurde öfter von Bekannten gefragt, schreibst du die alten Geschichten nicht auf? Du weißt doch aus den früheren Zeiten so viele Begebenheiten, es ist doch schade wenn dieses Wissen verlorengeht. Mit dem Hinweis, ich sei kein Schriftsteller, tat ich diese Aufforderung jedesmal ab. Ein Zufall änderte später meine Meinung. Beim abgelegten Altpapier sah ich eines Tages in einer Zeitung das Bild von Frau Professor Elisabeth Kraus-Kassegg. Ich bewunderte ihr schriftstellerisches Können, aber auch ihre Persönlichkeit, deshalb nahm ich mir die Zeit, den Begleittext in der besagten Zeitung zu lesen. Darin wurde kundgetan, dass anlässlich des 100. Geburtstages von Frau Kraus-Kassegg, ein Literaturwettbewerb in Lunz/See stattfinden würde. Kurz entschlossen schrieb ich die Erzählung „Ein Tag auf der Eisenstraße“, sandte sie an die Jury und bekam den Literaturpreis 1998. Von jetzt an hatte ich keine Ausrede mehr, ich könnte nicht schreiben.

An den Wintertagen, wenn der Schneesturm ums Haus heulte und das Feuer im Kachelofen flackerte, war die richtige Zeit und Stimmung um zu schreiben. So wurde das Schreiben von Erzählungen allmählich zur Winterbeschäftigung, denn an solchen Tagen kann man sich leicht in die Sorgen, Nöte und Freuden der Menschen aus vergangenen Zeiten hineindenken. Wenn ich mir auch manche dichterische Freiheit geleistet habe, so enthalten die Erzählungen ein Körnchen Wahrheit. Mögen Sie Ihnen Freude und Erholung in unserer hektischen Zeit bringen.

Meine Erzählungen würden wahrscheinlich in der Schreibtischlade vergilben, um dann später auch einmal beim Altpapier zu landen, gäbe

es zwei mir nahestehende Menschen nicht. Prof. Dr. Paul Kemetmüller und meine Tochter Eleonore. Er hat sich Mühe gemacht, mein vor sechzig Jahren erlerntes Deutsch und meine leider manchmal aufgetretenen Rechtschreibfehler zu korrigieren. Sie war stets die treibende Kraft, die mich zu neuen Erzählungen anspornte, wenn meine Bequemlichkeit überhand nahm.

Ein herzliches Dankeschön gilt auch meiner Familie, die mich finanziell und logistisch bei der Herausgabe des Buches bestens unterstützte.

Ein großes Dankeschön Herrn Oberlehrer Johann Paumann, der meine Erzählungen in die inzwischen eingeführte neue Rechtschreibung brachte.

Mein Dank gilt auch der RAIKA Göstling/Ybbs, die sich spontan bereit erklärte, mir bei der Veröffentlichung behilflich zu sein.

Göstling /Ybbs, im Herbst 2002

Eduard Kemetmüller

Buchbestellung unter:

E.Kemetmueller@gmx.at oder 0664/2430049

gebunden 16,00.- Euro (Versandkosten 2,00.- Euro)

kartoniert 9,00.- Euro (Versandkosten 1,50.- Euro)

Inhaltsverzeichnis

Volkstümliche Erzählungen

Ein Tag auf der Eisenstraße	5
Die Pestgrube	16
Die letzte Fahrt	25
Hochwasser	30
Der Vogelfänger.....	40
Der Mörder.....	48
Zwei Sennerinnen.....	58
Der Meerrettich	68
Der Pferdehandel.....	76
Die Wette.....	86
Der Herr Ferdinand.....	97
Die alte Julia	111
Der Wilderer	116
Vor dem Termin.....	123

Geschichtliche Erzählungen

An heiliger Quelle	126
Traurige Weihnachten	139
Am Grubberg	145

Die Pestgrube

Die Ofenau ist eine offene Au nach Westen hin. Ansonsten von einem Kranz von Bergen umgeben, lässt dieses kleine Seitental des Hochreits Schnee und Regenwolken hinein um sie dann an den Berghängen zu stauen. Wenn unten im Tal die Bewohner bei einem halben Meter Schnee schon jammern, so kann es dort oben einen Meter und darüber haben. Selbst Anfang Mai liegt manchmal noch Schnee, jedoch nach einigen Wochen steht auch hier alles in voller Blüte. So wie vor Jahren, als die Bauersleute der Ofenau nach dem Abendessen durch die Wiesen gingen um sich das Werden und Gedeihen der Natur anzusehen. Bei dieser kleinen Wanderung kamen sie an eine Vertiefung im Boden, seit altersher die Pestgrube genannt. Hier sollten nach der Überlieferung sämtliche Bewohner des Hauses, außer dem Bauern begraben sein. Der schwarze Tod, die Pest, hatte sie dahingerafft.

Gedankenvoll blieb die Bäuerin stehen. „Wie es wohl damals war“, sprach sie mehr zu sich selbst als zu ihrem Mann, doch dieser hörte sie sowieso nicht, drüben am Waldrand war ein Rehbock ausgezogen und ihm galt das Interesse. Die Antwort hätte ihr ein Mann geben können, der vor ungefähr dreihundert Jahren auf diesem Bauernhof gelebt hatte. Es war ein genau so schöner Maiabend, als Zacharias Paumann, der Bauer auf der Ofenau, die letzten Erdschollen auf die von ihm ausgehobene Grube legte. Ein roh gezimmertes Holzkreuz drückte er noch in die weiche Erde, dann kniete er nieder, um ein kurzes Gebet zu sprechen. Die Schultern des Mannes begannen zu zucken, einige dicke, salzige Tränen tropften über seine stoppeligen Wangen - Zacharias Paumann hatte soeben das letzte seiner drei Kinder begraben.

Vor mehr als einer Woche war es gewesen, als der Knecht und die Magd von einem Maienreigen nach Hause kamen und berichteten, dass drinnen im Steirischen eine böse Seuche ausgebrochen sei. Etliche Tage später wurde die Magd krank, am nächsten Tag der Knecht und in kurzer Zeit verstarben sie. Als der Bauer ins Dorf zum Pfarrhof ging um ein christliches Begräbnis zu bitten, fand er diesen verschlossen. Durch das kleine Fenster neben der Eingangstür rief ihm die Haushälterin zu, er müsse die Toten selbst begraben, jede Zusammenkunft von mehreren Leuten sei verboten, nur die Namen der Toten wollte sie wissen, damit sie der Pfarrer ins Sterbebuch eintragen konnte. Als sich Zacharias beim Kirchenwirt laben wollte, fand er verschlossene Türen, ebenso bei allen übrigen Häusern; selbst wenn es gute Bekannte waren, öffnete niemand. Kein Pferdefuhrwerk fuhr durch den Ort, weder Eisen noch Kohlenfährer waren zu sehen. Angst, Todensangst hatte die Menschen erfasst.

Zacharias machte sich wieder auf den Heimweg. Nun sah er bei jedem Haus, an dem er vorbei kam, nach dem Rauchfang und es gab genug, wo kein Rauch mehr emporstieg - ein Zeichen, dass niemand mehr lebte. Daheim fand er seine Frau untätig beim Tisch sitzen, sie habe nur etwas Kopfschmerzen, eine Verkühlung, sonst nichts, sagte sie. Zacharias blickte sie besorgt an, Merkmale der Pest konnte er allerdings nicht entdecken. Vom Stall her hörte er das Muhen der Tiere, höchste Zeit, sie zu füttern und zu melken. Auf sich allein gestellt wurde es beinahe dunkel, bis er mit der Arbeit fertig war. Beim Brunnentrog vor dem Stall wusch er sich Hände und das Gesicht. Eine unheimliche Stille lag über dem Hof. Zacharias sah zum Rauchfang empor - nicht der

kleinste Rauch kräuselte aus dem Kamin. Bestürzt eilte er ins Haus, die Beule, die er sich an der niedrigen Küchentür schlug, merkte er kaum, seine Frau lag reglos neben dem offenen Herd. „Anni, Anni“, rief er, während er versuchte, sie zu beleben, ein leises Stöhnen war die einzige Antwort. Mühsam trug er sie in die Schlafkammer. Da bemerkte er die ersten Beulen, der schwarze Tod hatte auch sie erfasst. Zacharias setzte sich an den Bettrand, wozu lebte er noch weiter? Seine Kinder tot, seine Frau im Sterben, das Land verödet! Ob die Nachbarn noch lebten? Der Bruder auf der Seisen? Er konnte nicht hinüber, jeder Hof lebte jetzt für sich allein, entweder im Glück oder im Elend. Zacharias legte sich neben seine Frau, möchte der Tod kommen - ihm war alles gleichgültig, manchmal den Schweiß der Kranken abwischend starrte er ins Dunkel.

Plötzlich schlug seine Frau die Augen auf. „Zachl“, sah sie ihn erstaunt an, „Zachl, geh weg von mir, es ist dein Tod“. „Anna, ich fürcht keinen Tod mehr, ich bleib bei dir!“ „Bist immer ein guter Mann gewesen, wenn ich ...“ Die Sinne der Kranken schwanden wieder, besorgt hörte Zacharias auf das keuchende Atmen, wieder starrte er ins Dunkel. Dann muss er doch eingeschlafen sein, denn der junge Maimorgen sah durch das kleine Kammerfenster mit nur einer Scheibe. Zacharias fuhr hoch, seine Frau lag starr und kalt neben ihm, doch ihr Gesicht hatte einen zufriedenen Ausdruck.

Vom Stall her hörte er das Lärmen der Tiere, die Fütterungszeit hatte er wohl schon überschritten, die Tiere forderten ihr Recht, doch immer wieder starrte er auf das bleiche Gesicht seiner Frau, bis das Muhen der Kühe so energisch wurde, dass er sich seufzend abwandte. In ein oder

zwei Tagen würde er auch tot sein und die im Stall angeketteten Tiere würden elend zugrunde gehen. Zacharias trieb deshalb seine zwei Pferde auf das Moos, denn sie liebten das saure Gras, das die Kühe verschmähten. Die zwei Ochsen sowie die 15 Kühe und Kalbinnen nebst den vier Stieren ließ er einfach auf den Wiesen grasen. Die 25 Schafe hingegen trieb er in den Wald, mochte sich auch der Bär seinen Anteil holen, die Wölfe hingegen waren jetzt im Frühjahr weniger zu fürchten, da sie der Hunger nicht in die Nähe der Ansiedlungen trieb. Nach dieser Arbeit setzte er sich auf den Rand des Brunnentroges und starrte vor sich hin; er musste nun so wie seine Kinder auch sein Weib begraben und er brachte es nicht fertig, sie aus dem Haus zu tragen. Hinter sich hörte er Schritte, Hans Ofenauer, der Ausnehmer, kam von seinem Häuschen herüber, um sich nach dem Befinden der Hausbewohner zu erkundigen. Hans Ofenauer, der Letzte dieses Namens, war stets stolz auf seinen Urahnen Nikolaus gewesen, der 1473 dieses Seitental des Hochreits gerodet hatte. Seine Nachkommen hatten später den Hausnamen auch zum Familiennamen gemacht. Zu Hans Ofenauers Leidwesen blieb seine Ehe kinderlos und damit der Hof in der Verwandtschaft blieb, übergab er nach dem Ableben seiner Frau diesen dem Sohn seiner Schwester, die auf das Haus Seisen geheiratet hatte.

Als er Zacharias ganz ungewohnt untätig sitzen sah, fragte er erschrocken: „Was ist geschehen?“. Stumm deutete dieser ins Haus hinein. Der alte Ofenauer verstand ihn auch ohne Worte. „Alle tot“, Zacharias nickte. „Darfst dich nicht so gehen lassen“, ermahnte ihn der Ausnehmer. „Der Hof braucht dich, das Vieh braucht dich und in einigen Jahren ist alles überwunden. Seit mein Urahn 1437 dieses Tal gerodet

hat, kamen oft Krankheiten und Seuchen über die Gegend und immer ist wieder alles recht geworden, das Leben ist weiter gegangen.“ Zacharias sah den alten Mann verwundert an, so eine lange Rede war etwas Außergewöhnliches. „Komm, ich helf dir“, sagte der Ausnehmer, aber Zacharias schüttelte verneinend den Kopf. „Ich trag sie schon selber hinüber, könntest dich auch anstecken.“ Der alte Hans Ofenauer lachte gequält: „Mich mag der Tod nicht, all die Jungen hat er sich schon geholt, mich hat er vergessen“. Zacharias erhob sich, der Alte hat recht, so schwer es ihm auch wurde, er konnte seine Frau nicht in der Schlafkammer liegen lassen. Hilfe von den Nachbarn gab es nicht, wo noch jemand lebte, blieben Tür und Tor aus Angst verschlossen. Nachdem Zacharias seine Frau begraben hatte, suchte er an seinem Körper nach den Merkmalen der Seuche, hernach ging er in die Schlafkammer, um auf seinen Tod zu warten; stundenlang dachte er nach, warum er und seine Familie in einer so schrecklichen Zeit geboren wurden?

Die Nacht verging so wie der folgende Tag, sogar das Warten auf den Tod konnte endlos dauern. In der Küche hörte er einmal den alten Ausnehmer rumoren, der suchte wahrscheinlich etwas zum Essen und eigentlich war es seine Pflicht, für ihn zu sorgen. Zacharias erhob sich aus seiner Lethargie, „Onkel, hast du Hunger?“, fragte er ihn. „Und ob, eine Eierspeis von zehn Eiern könnte ich verdrücken“, forderte der Ausnehmer. Zacharias fachte am offenen Herd wieder das Feuer an, ein winziges Gluthäufchen hatte sich nach dieser langen Zeit noch unter der Asche gehalten. Inzwischen suchte der Alte im Stall nach Eiern. Die Hennen hatten, Seuche hin Seuche her, ihre Eier gelegt, daher kam er mit einem ganzen Hut voll Eier zurück. Beim Essen redete er Zacharias

zu: „Komm iss mit“. Dieser schüttelte verneinend den Kopf. „Ich brauch nichts mehr.“ Der alte Ausnehmer zog ein kleines Fläschchen Selbstgebrannten heraus: „So - anstoßen wirst du doch einmal mit mir, nachher kannst immer noch sterben“. Die Sitten und Gebräuche waren Zacharias seit der Jugend geläufig, und so musste er zwangsläufig mithalten, irgendwie drückte ihm der Ausnehmer auch noch einen Löffel in die Hand und beide aßen aus der vom Schmied gefertigten Pfanne. Zacharias sah aus dem kleinen Fenster, ein paar Kühe konnte er durch das halblinde Fenster erkennen. Die Kühe - seine Kühe, er hatte sie seit dem Tod seiner Frau nicht mehr gemolken; Zacharias stand eilig auf „Die Kühe - die Kühe“, sagte er etwas heiser und lief hinaus. Der alten Ofenauer schmunzelte hinter ihm her, das Leben hatte den Bauern wieder.

Am nächsten Tag machte sich Zacharias auf den Weg ins Dorf. Der Totenschein für seine Angehörigen musste besorgt werden. Auf der Straße im Dorf sah er einige Leute hastig vorüber eilen, auch mancher Rauchfang rauchte wieder. Beim Pfarrhof angelangt, wurde ihm die Tür zwar wieder nicht aufgemacht, doch die Haushälterin öffnete das kleine Fenster einen Spaltbreit, um ihn nach seinem Begehren zu fragen. Auf seine Bitte um Totenscheine für seine Angehörigen, erklärte ihm die Frau, dass er warten müsse. Der Kirchenwirt hatte noch immer geschlossen, so setzte er sich auf eine der Stufen, die zur Kirche führten.

Die warme Sonne, die Stille und all die Geschehnisse der letzten Zeit machten ihn müde. „Na Zachl schläfst du auf der Kirchenstiege?“, redete ihn ein Mädchen an und Zacharias fuhr, aus seinen Gedanken

gerissen, in die Höhe. Ein junges, hübsches Mädchen stand vor ihm. Sie lachte, als sie sein verdutztes Gesicht sah. „Na, kennst mich nimmer? In Hollenstein bei deiner Tante hast du mich einmal Boalgeist genannt.“ „Jessas, die Veferl“, entfuhr es ihm. „Hätte dich beinahe nicht mehr erkannt, so hübsch bist du geworden.“ Aus dem dünnen schlacksigen Ding von damals war ein hübsches Mädchen geworden. Die Genoveva, Veferl genannt, wurde etwas verlegen ob der Schmeichelei und um vom Thema abzulenken, sagte sie: „Du schaust aber nicht besonders gut aus“. Da begann er von seinem Schicksal zu erzählen. Die Veferl fand passende Trostworte für ihn, welche ihn sichtlich aufrichteten, doch da rief die Pfarrhaushälterin, dass die Totenscheine geschrieben seien. Er eilte zum kleinen Fenster neben der Pfarrhoftür, entrichtete das vorgeschriebene Entgelt und nahm die Totenscheine. Als er sich umdrehte, war die Veferl zu seinem Leidwesen gegangen, denn gerne hätte er noch einige Trostworte von ihr gehört. Die Pfarrhaushälterin aber murmelte böse, dass sie froh sei, nicht geheiratet zu haben, denn alle Mannsbilder seien Nichtsnutze - kaum liegt die Frau unter der Erde, bandeln sie schon mit der nächsten an.

Auf dem Heimweg kam Zacharias die Veferl mehrmals in den Sinn. War die hübsch geworden; na ja, so um die zwanzig mochte sie jetzt sein, denn ungefähr acht oder neun Jahre mochten vergangen sein, seit er sie zum letzten Mal gesehen hatte. Zuhause wurde ihm wieder die ganze Einsamkeit bewusst, tagsüber ging es noch an, denn er war mit Arbeit derart belastet, dass er keine Zeit zum Sinnieren hatte, aber Abends, wenn die Nächte länger wurden, kam er sich sehr verlassen vor, dann war er jedesmal froh, wenn der alte Hans Ofenauer von seinem Ausnehmerhäuschen herüber kam.

Zehn Jahre später arbeitete Zacharias Paumann, jetzt allgemein Ofenauer genannt, mit seinem Knecht im Wald. Die Blätter der Bäume zeigten die erste Färbung und wenn im Flachland sich der dichte Nebel auf das Gemüt der Menschen legt, so ist es hier in den Bergen am schönsten. Nachdem sie die gefällte Fichte durchgesägt hatten, sah Zacharias nach der Sonne. – „Machen wir Feierabend?“ Samstag war es und da wurde früher als an den übrigen Werktagen Feierabend gemacht. Der ganze Schmutz der Woche musste abgewaschen und der Bart mit dem Rasiermesser abgeschabt werden. Am Sonntag beim Kirchgang sollte von der Arbeit der vergangenen Woche niemand etwas merken. „Nimmst das Werkzeug mit, ich schau mich noch ein wenig im Wald um“, befahl er seinem Knecht. Erst als die Sonne sich dem Horizont näherte, lenkte Zacharias seine Schritte heimwärts und so kam er auch an der Pestgrube vorbei, wo seine Frau und die Kinder lagen; stets blieb er hier zu einem kurzen Gebet stehen.

Vom Haus herüber wehte ein leichter Wind den Geruch vom Herdfeuer - die Veferl bereitete bereits das Abendessen. Zacharias hatte während des Trauerjahres immer wieder an die Veferl gedacht und an ihre tröstenden Worte vor dem Pfarrhaus. Auch der Ausnehmer drängte, eine Bäuerin müsse ins Haus. So hatte er sich auf den Weg nach Hollenstein gemacht und die Veferl sagte ja zu seiner Werbung und sie war seine Frau geworden. Kinderlachen riss ihn aus seinen Träumen, der achtjährige Hans und die sechsjährige Liesl tollten wieder einmal ums Haus, da beeilte sich Zacharias, in sein Anwesen zu kommen, wo er von den beiden Kindern stürmisch begrüßt wurde. Plötzlich platzte die kleine Liesl heraus: „Vater, wir haben etwas bekommen“. Ihr Bruder fuhr

auf sie los: „Musst schon wieder gatschen, es sollte doch für Vater eine Überraschung sein“. „Nun, so zeigt mir die Überraschung und was hat denn heute nur der Hund, dass er im Haus so bellt?“ Als er das geräumige Vorhaus betrat, sah er eine mächtige Bärenpranke auf der großen Truhe liegen. Nach altem Recht und Herkommen bekam der Hofbesitzer die rechte Bärenpranke, wenn der herrschaftliche Jäger einen Bären auf seinem Grund und Boden erlegt hatte. Ein Recht, das, wie Zacharias wusste, nur mehr in den Ämtern Hollenstein und Göstling galt. „Da gibt's morgen einen guten Braten“, freute sich Zacharias, während die Kinder um das Wildbret hüpfen und der Hund noch immer den feindlichen Geruch anbellte. Durch die niedere Tür tretend sah er die Veferl beim offenen Herd stehen, die Flammen des offenen Herdfeuers beleuchteten ihr hübsches Gesicht, freundlich nickte sie ihm zu. Die beiden Kinder stürmten herein und hängten sich an ihren Vater. Ein Glücksgefühl stieg in ihm hoch. Jetzt wusste er, warum ihn der Tod vor zehn Jahren verschmäht hatte, über den Gräbern der Verstorbenen blühte neues Leben.

Buchbestellung unter:

E.Kemetmueller@gmx.at oder 0664/2430049

gebunden 16,00.- Euro (Versandkosten 2,00.- Euro)

kartonierte 9,80.- Euro (Versandkosten 1,50.- Euro)

Zwei Sennerinnen

Es werden seit damals schon etwas mehr als hundert Jahre vergangen sein. Viele der Almhütten zwischen Hochkar und Dürrenstein waren

noch bewirtschaftet und lieferten kräftige Almbutter. Die Sennerinnen - damals Schwoagerinnen genannt - mussten fleißige Mädchen oder Frauen sein. Mit dem ersten Tageslicht begann ihre Arbeit, um erst bei Einbruch der Dunkelheit zu enden. Trotzdem wurde diese Arbeit von vielen begehrt, die Freiheit, die sie oben auf der Alm hatten, wog die viele Arbeit wieder auf.

Im ersten Grau eines frühen Sommermorgens schälte sich eine dieser Almhütten langsam aus dem Dunkel der Nacht. Ein herrlicher Tag kündigte sich an, nur einzelne Nebelfetzen zogen noch von dem vorabendlichen Gewitter an den Berghängen entlang. Ein entfernter Schuss unterbrach die morgendliche Stille. War es der Schuss gewesen oder die Gewohnheit des frühen Aufstehens, in der Schlafkammer der Hütte kam unter der groben Schafwoldecke ein heller Frauenarm zum Vorschein. Langsam, wie es den meisten Menschen in so frühen Morgenstunden ergeht, wurde auch der Kopf sichtbar. Evi, die Sennerin des Lehnerbauern, begann ihr Tagwerk. Eigentlich war sie erst etwas über zwanzig. Dass ein Bauer ein so junges Mädchen mit der Obsorge für sein Vieh betraute, kam selten vor, war aber ein gutes Zeugnis für die Tüchtigkeit des Mädchens. Den Schlaf abschüttelnd, trat die Evi an das kleine Fenster, um es zu öffnen. Durch das Fensterkreuz spähend erkannte sie, es würde ein schöner Tag werden. Nun musste sie sich aber beeilen. Den kleinen gemauerten Herd in der Küche anheizen, noch schnell das Wasser zum Erhitzen aus dem Brunnentrog vor der Hütte geholt! Viel heißes Wasser war notwendig zum Reinigen der zahlreichen Milchgefäße, denn nur durch größte Reinlichkeit konnte sie gute Butter erzeugen. Und schon war es höchste Zeit, die Kühe zu melken.

Die Evi wollte soeben die Stalltüre öffnen, als sie eine Gestalt über den nahen Anger rennen sah. Als sie näher kam, erblickte die Evi ein mit Ruß geschwärztes Gesicht. Ein Schwarzer! Ein Wilderer! Nein, mit diesem wollte sie nichts zu schaffen haben, rasch riss sie die Stalltüre auf, um sich drinnen zu verbarrikadieren. „Evi!“, rief der Mann, „Evi, warte doch!“ Erstaunt, dass der Mann ihren Namen kannte, blieb sie stehen. „Was willst?“, fragte sie scharf. „Evi, bitte, du musst mich verstecken, die Jäger sind hinter mir her, wenn sie mich erwischen, muss ich ein Jahr ins Gefängnis!“ „Das hast du vorher auch schon gewusst“, sagte sie hart. Da fiel der Mann auf die Knie. „Evi, bitte hilf mir, damit ich kein Zuchthäusler werde, bitte versteck mich!“ Das Mädchen dachte kurz nach. Ihr Bauer, der das Almleben kannte, hatte sie gewarnt, ja niemanden zu verstecken. Sie hatte es damals nicht ernst genommen, vielmehr an die jungen Burschen gedacht, und nun kniete dieser Mann vor ihr und flehte sie an. „Verstecken kann ich dich nicht, wahrscheinlich haben dich die Jäger mit ihren Ferngläsern beobachtet, aber einen Rat kann ich dir geben: Laufe nicht talabwärts, irgendwo können auch die Gendarmen sein, geh hinüber in das Steirische; wenn du durchkommst, dann nur dort!“ Der Wilderer riss ob diesem ungewohnten Rat die Augen auf. „Ihr Weiberleut seid doch meistens gefinkelter als wir. Aber meinen Stutzen versteckst du doch?“ „Auf keinen Fall, mein Bauer hat es mir ausdrücklich verboten, er würde mich auf der Stelle entlassen.“ Die Evi wies mit der Hand zum Berghang hinauf. „Noch liegt hier etwas Nebel und die Jäger können dich mit ihren Ferngläsern nicht sehen; in einigen Minuten ist es zu spät, dann scheint die Sonne hinein und der Nebel vergeht.“ Der Wilderer sah kurz den

Berghang hinauf. „Danke, Evi!“, rief er, aufwärts eilend, noch einmal zurück.

Während die Evi in den Stall eilte, muhten ihre Kühe bereits ungeduldig, sie wollten das Futter, das die Evi am Vortage an den Berghängen gemäht und mühsam auf ihrem Rücken zur Almhütte getragen hatte. Kaum hatte sie sich mit dem Melkeimer zur ersten Kuh gesetzt, hörte sie kräftige Schläge an der Stalltüre. „Rauskommen, sonst schießen wir!“, rief eine männliche Stimme. „Ihr werdet mich doch nicht erschießen?“, rief die Evi voll Angst zurück. „Dich nicht, du dumme Gans!“, rief die männliche Stimme wieder, „aber den Wilderer, wenn er sich nicht stellt. Du, Mädchen, kommst heraus, aber keine Faxen, sonst kracht's!“ Zitternd kam die Evi aus dem Stall, obwohl es ihr nicht befohlen war, hielt sie die Arme in die Höhe. Zwei Jäger standen mit angeschlagener Büchse vor der Tür. „Wo hast du den Wilderer versteckt?“, schrie sie einer an. „Ich habe keinen Wilderer versteckt“, erwiderte die Evi trotzig. „Dort stellst dich hin, und keinen Mucks!“, wies sie ein Jäger an.

Trotz der mehrmaligen Aufforderung der Jäger, der Wilderer solle aufgeben und herauskommen, rührte sich außer den über den unliebsamen Besuch ärgerlich muhenden Kühen im Stall nichts. „Ich gehe hinein und durchsuche alles“, erklärte der Oberjäger. Nach einiger Zeit kam er an der Stalltüre wieder zum Vorschein. „Nichts zu finden“, meinte er ärgerlich, „dabei hatte ich den Kerl genau im Fernglas, als er über den Anger zum Stall lief.“ „Vielleicht befindet er sich in der Hütte“, warf der zweite ein. „Wahrscheinlich“, nickte der Oberjäger, „schauen wir sie uns an. Du kommst mit!“, befahl er der Evi. Vor der Tür der

Almhütte hielt ein dritter Jäger Wache. Auf den fragenden Blick des Oberjägers schüttelte dieser den Kopf und sagte: „Hier kam nicht einmal eine Maus heraus.“ „Na also, dann haben wir ihn hier drinnen“, meinte sein Vorgesetzter. „Los, durchsuchen!“, befahl er.

Nun wurde jeder Winkel der Almhütte durchsucht, sogar das Bett der Evi. Die Jäger wussten aus Erfahrung, dass manchmal die Sennerinnen den Stutzen ihres Liebsten in ihrem Bett versteckten. Fanden sie den Stutzen, so plauderten auch die Mädchen bald. Doch nichts wurde gefunden. Desto fürchterlicher sah es in der Hütte aus. Der Inhalt des Strohsackes, auf dem die Evi schlief, lag auf dem Boden, daneben ihre Kleider, kein Gegenstand befand sich an seinem Platz. „Gehen wir!“, sagte der Oberjäger ärgerlich. „Und wer soll das alles wieder in Ordnung bringen?“, rief die Evi entrüstet. „Du natürlich, wir brauchen den Mist nicht“, sagte ihr einer der Jäger frech ins Gesicht. „Das werde ich im ganzen Ort erzählen“, rief die Evi weinend, „wie ihr eine arme Sennerin behandelt habt.“ Der Oberjäger deutete mit einer Geste seinen zwei Untergebenen an, sie sollten die Hütte verlassen. Er wusste, hier hatten sie sich nicht an das Gesetz gehalten. Hätten sie den Stutzen des Wilderers gefunden, würde dies alles gerechtfertigt haben. Außerdem sah es die Gutsherrschaft nicht gerne, wenn es zu solchen Übergriffen kam, ein Verweis war ihm sicher, von dem Gespött der Leute gar nicht zu reden. Nach einigem Nachdenken sagte er zur Evi: „Ich gebe dir eine Silberkrone für das Aufräumen deiner Hütte und eine zweite, wenn du niemandem etwas über den Vorfall erzählst, auch deinem Bauern nicht. Bist du einverstanden?“ Die Evi nickte, zwei Silberkronen waren für eine Bauernmagd eine schöne Summe. „Ich werde schweigen“, erklärte sie,

„auch meinem Bauern sage ich nichts.“ „Wenn du redest, hole ich mir das Geld wieder“, drohte der Oberjäger, bevor er die Almhütte verließ.

Die drei Jäger gingen um die Kehre, wo die Almhütte ihren Blicken entwand. Der Oberjäger blieb stehen und blickte zurück. „Dieses Miststück hat etwas gewusst“, sagte er zu seinen Jägern, „ich spür's!“ „Und wie willst du es ihr beweisen?“, fragte der Jungjäger. Der Oberjäger schüttelte die Schultern und ging weiter. Die Evi freute sich inzwischen an ihren zwei Silberkronen. Das Aufräumen der Hütte bedeutete mehrere Stunden Arbeit, aber so schnell hatte sie sich noch kein Geld verdient. Vergnügt sah sie den ins Tal eilenden Jägern nach. Eigentlich waren diese dumm gewesen. Hätten sie mich gefragt, ob ich den Wilderer gesehen habe, hätte ich mit Ja antworten müssen, aber versteckt habe ich ihn ja nicht. Vergnügt steckte sie die zwei Silberkronen in ihr kleines Täschchen, wo noch ein paar Kupfermünzen ihr kurzes Dasein fristeten, dann ging sie ans Aufräumen der Hütte.

Die Arbeit für die Evi war an diesem Tag besonders anstrengend. Neben dem Aufräumen in der Hütte musste sie noch sämtliche Arbeiten beim Vieh und mit der Butter ebenso verrichten wie das mühevollen Mähen des Futters an den Berghängen. Am Abend hatte sie alles erledigt. Zur Feier des Tages, zwei Silberkronen bekam man nicht oft, kochte sie sich ein Rahmkoch mit Weinberln. Sie schleckte eben die letzten Reste vom Löffel, als es an der Hüttentür rumpelte. Die alte Sef, eigentlich hieß sie Josefa, keuchte zur Tür herein. Die Sef, eine grobknochige, für ihre siebzig Jahre noch recht rüstige Frau, war seit vielen Jahren auf dem Lehnerhof. Die Schönheit war an ihr vorbeigegangen, deshalb blieben auch die Heiratswerber aus, sie

musste ein ganzes Leben Dienstbote bleiben. Über dreißig Jahre war sie auf der Alm Sennerin gewesen, bis der Lehnerbauer diese Arbeit einer Jüngerer übergab. „Ja, Sef!“, rief die Evi erfreut, „das ist aber eine Überraschung, dass du mich besuchst.“ Die Evi mochte die Sef, so manchen Rat hatte sie ihr gegeben, und stets war die Evi gut beraten. Aufatmend setzte sich die Sef an den Tisch und die Evi eilte um Brot, Butter und Milch. „Was gibt es Neues am Hof und unten im Tal?“, drängte die Evi. „Wirst wohl warten können, bis ich gegessen habe“, brummte die mit vollen Backen kauende Sef. Nachdem sie sich an der kräftigen Jause ordentlich gestärkt hatte, begann die Sef von den Neuigkeiten im Tal und auf dem Hof zu berichten. Nun konnte sich die Evi nicht zurückhalten, sie musste der Sef das Erlebnis mit den Jägern erzählen. Freilich hatte sie dem Oberjäger versprochen, niemandem etwas zu sagen, doch die Sef würde schweigen. Als sie von den zwei Silberkronen berichtete, lachten beide laut.

Langsam versiegte das Gespräch. „Warum“, fragte schließlich die Evi, „hat dich der Bauer auf die Alm geschickt?“ „Ach so“, meinte die Sef, „jetzt hätt' ich's beinahe vergessen, du musst heute noch ins Tal, deine Tante im Nachbardorf ist gestorben, du bist morgen zum Begräbnis eingeladen.“ „Und das sagst du mit erst jetzt!“, rief die Evi entsetzt, „in zwei Stunden wird es dunkel.“ „Hast mich auch nicht gefragt“, brummte die Sef. Evi hörte es nicht mehr, sie war bereits in ihre Kammer geeilt, schnürte ihr Sonntagskleid zu einem Bündel, und mit einem „Pfiat di, Sef“, eilte sie talwärts.

Als Erstes inspizierte die Sef Almhütte und Stall. Hier, wo sie über dreißig Jahre verbracht hatte, kannte sie jeden Winkel. Die Sonne

verschwand hinter dem Horizont, als die Sef wieder in die kleine Küche der Almhütte trat. Sie fühlte sich um Jahre jünger. Heute gehörte ihr die Alm, wahrscheinlich das letzte Mal in ihrem Leben. Freudig erregt erinnerte sie sich wieder an den Butterstriezel und an den großen Brotlaib aus kräftigem Roggenmehl. Darum setzte sie sich noch einmal zur Jause hin.

An den Bauernhöfen im Gebirge wurde nur an den hohen Festtagen üppig gegessen, heute sollte für sie ein Festtag sein. Mitten in ihrer Schmauserei legte sie plötzlich das Messer weg. Hatte sie sich zu viel zugemutet? Ihr Magen war an die viele Butter nicht mehr gewöhnt. Bevor ihr richtig schlecht wurde, erinnerte sie sich, dass der Lehnerbauer der Evi ein Fläschchen mit hochprozentigem Schnaps zum Einreiben für erkranktes Vieh mitgegeben hatte. Irgendwo musste das kleine Fläschchen ja stehen. Richtig, ganz hinten in dem kleinen Wandkastel fand sie es. Sofort nahm die Sef einen Schluck. „Puh, ist der stark!“, stöhnte sie nach Atem ringend, einen zweiten würde sie wohl noch brauchen, um ihren Magen zu besänftigen. Nach dem dritten Schluck kam ihr der Schnaps nicht mehr so stark vor, also setzte sie noch einen vierten an. Nun musste sie aufhören, sonst bemerkte die Evi den Abgang im Fläschchen. An das, was der Lehnerbauer zu ihrem Durst gesagt hätte, wollte die Sef sowieso nicht denken, sie fühlte sich aber seltsam beschwingt. Leise ein Lied vor sich hinsingend, kroch sie ins Bett der Evi.

„Ja, ja!“, murmelte die Sef halblaut, noch ganz benommen vom tiefen Schlaf, an dem der Schnaps kräftig mitgeholfen hatte. Wieder hörte sie einen Namen rufen, glaubte sich auf dem Lehnerhof und es sei Zeit zum

Aufstehen, bis ihr die Worte „Evi, Evi, bitte mach auf!“ endlich verständlich wurden. Nun dämmerte es bei der Sef langsam. Ein Bursch war zur Almhütte emporgestiegen, um bei der Evi ein Liebesabenteuer zu suchen. „Na warte nur“, knurrte sie böse. So viel wie möglich bemühte sie sich um eine leise Fistelstimme. „Um Gottes willen sei still, der Bauer ist heroben, er schläft auf dem Heu!“ „Aber, Evi“, sagte der Bursch, „er hört uns doch nicht, mach nur die Tür ganz leise auf!“ „Nein“, wisperte die Sef, „der verjagt mich vom Hof.“

Mit Liebesbeteuerungen versuchte der Bursch die vermeintliche Evi umzustimmen. „Aber ein Busserl wirst du mir doch nicht verwehren“, gab er sich endlich zufrieden. Die Sef zierte sich noch ein wenig, bis sie ihr Gesicht an das Andreaskreuz ähnliche Fenstergitter presste. Die Finsternis war derart, dass sich die zwei nur fühlen, aber nicht sehen konnten. „Sag, Evi“, meinte der Bursch nach dem ersten Busserl, „du riechst so nach Schnaps, hast du welchen getrunken?“ „Ich hatte solches Magendrücken, da nahm ich einen Schluck“, wisperte die Sef. „Aber wenn dir mein Busserl nicht schmeckt, so lass es bleiben“, dabei zog sich die Sef etwas vom Fenster zurück. „Nein, Evi, bitte bleib!“, bat der Bursche, dabei streckte er die Hand nach der vermeintlichen Evi aus.

Bei den ersten Falten, die er berührte, merkte er noch nichts, als er aber an die große Warze an der Wange kam, fuhr er erschrocken zurück. Jetzt konnte sich die Sef nicht mehr halten, mit ihrer tiefen Stimme lachte sie.

„Hast dich verkannt, Freunderl, bist ans falsche Fenster gekommen!“ Ein Entsetzensschrei entrang sich dem Burschen. „Pfui Teufel, ich hab die alte Sef abgebusselt!“ Sofort eilte er zum nahen Brunnen, wo das Wasser plätscherte, und wusch sich Mund und Gesicht. „Es ist nur schade, dass ich dir die Tür nicht aufgemacht habe, die Leute im Ort hätten dann noch mehr zum Lachen“, rief die Sef spöttisch zum Fenster hinaus. Der Bursch erstarrte. Wenn das im Ort bekannt wurde, nicht auszudenken, mindestens ein halbes Jahr konnte er nicht mehr unter die Leute. Sogleich eilte er nochmals ans Fenster. „Sef, bitte sag es niemandem, dass ich bei dir fensterln war“, bat er. Die Sef, noch immer in vergnügter Stimmung, rief: „Freilich erzähl ich es im Dorf, mein Ansehen steigt dadurch gewaltig, weil der Sohn eines großen Bauern zu mir fensterln geht“; inzwischen hatte sie den Burschen an seiner Stimme erkannt. „Sef, bitte nicht!“, bat er wieder. „Ich habe dich doch stets geachtet, jetzt kannst du mir doch das nicht antun. Ich geb dir auch ein Zehnerl (zehn Heller), wenn du schweigst.“ Die Sef dachte an die zwei Silberkronen der Evi und meinte: „Behalt nur dein Zehnerl! Dieser Spaß ist weit mehr wert, denn um ein Zehnerl lässt sich die Sef nicht kaufen.“ „Willst du mich erpressen?“, fragte der Bursch wehleidig. „Ich erpresse überhaupt niemand, weil ich von dir nichts verlange“, sagte die Sef verärgert und kroch wieder ins Bett. Sie spürte förmlich, wie der Bursch vor dem Fenster ins Schwitzen kam. „Eine Silberkrone für dein Schweigen“, rief er schließlich in die Kammer. „Meinetwegen, leg sie auf das Fensterbrett, ein zweites Mal steh ich nicht mehr auf“, antwortete die Sef, bereits im Halbschlaf.

Am nächsten Morgen verschlief die Sef um eine volle Stunde. Die Sonne vergoldete bereits die Berggipfel, als sie sich von ihrem Lager

erhob. Trotzdem brauchte sie noch eine ganze Weile, bis sie sich zurecht fand, denn der Schnaps zeigte noch ein wenig seine Nachwirkung. Oder war alles nur ein Traum gewesen? Auf dem Fensterbrett blinkte die Silberkrone. Dadurch entsann sich die Sef wieder an alle Einzelheiten, vergnügt steckte sie das Geldstück ein.

Buchbestellung unter:

E.Kemetmueller@gmx.at oder 0664/2430049

gebunden 16,00.- Euro (Versandkosten 2,00.- Euro)

kartoniert 9,80.- Euro (Versandkosten 1,50.- Euro)

Traurige Weihnachten

(Einer alten Überlieferung nacherzählt)

Der Weihnachtstag des Jahres 1800 war eben angebrochen, als die Seberlbäuerin aus Weyer vor ihr Haus trat, immer wieder sah und

horchte sie zur Enns hinunter. Eine unheimliche Stille lag über dem Tal, nur das pünktlich eingetroffene Weihnachtstauwetter trieb die Nebelfetzen durch das Tal, wo sie, manchmal an den Berghängen kurz verweilend, schließlich wieder von einer leichten Brise verweht wurden. Trotz ihres angestregten Horchens konnte die Bäuerin nichts Außergewöhnliches feststellen.

Während sie zurückging, rief sie die Magd: „Komm, hilf mir, wir müssen den Bauern frisch einwickeln, das Fieber steigt schon wieder.“ Vor zwei Wochen war der Seberlbauer an einem hitzigen Fieber erkrankt. Sie hatte den Bader von Weyer zu Hilfe gerufen. Als er den Kranken untersuchte, machte er ein bedenkliches Gesicht. Besorgt fragte die Bäuerin: „Wird er durchkommen?“ Der Bader wich dieser Frage aus. Er befahl nur, der Kranke müsse, sobald das Fieber stark ansteige, in nasse, kalte Leintücher gewickelt werden, um das hitzige Fieber wieder zu senken. Alles andere müsse die kräftige Natur des Bauern vollbringen.

Die erste Woche war besonders schlimm gewesen, immer wieder hatte der Bauer um sich geschlagen und bis zur Erschöpfung geschrien. Der Bader war trotz der Bitten der Bäuerin kein zweites Mal zu dem Kranken gekommen. Ansonsten könne er nichts machen, die Bäuerin müsse nur seine Ratschläge befolgen, ließ er ausrichten. Die Seberlbäuerin wusste aber den wahren Grund, sie hatte das erste Honorar noch nicht bezahlt. Es gab kein Geld im Haus. Die Kriegssteuern hatten das geringe Barvermögen der Bauersleute aufgezehrt. Der Knecht hatte schon im Herbst seinen Arbeitsplatz verlassen. Auf einem Bauernhof, wo er den zu Lichtmess fälligen Lohn im Herbst noch nicht bekomme, bleibe er

nicht, außerdem werde die Suppe immer wässriger und die Brotschnitte von Tag zu Tag dünner. Nur die Magd war aus Freundschaft zur Bäuerin geblieben, sie wollte diese mit ihrem kranken Mann und den vier kleinen Kindern nicht im Stich lassen.

Erregt war in der vergangenen Nacht die Magd von der Christmette nach Hause geeilt. Der Pfarrer hatte die Menschen gewarnt, er wisse es aus ganz sicherer Quelle, die Franzosen seien abends in Großraming angekommen, im Laufe der nächsten Tage werden sie bestimmt in Weyer sein; die Menschen sollten Geld und Wertsachen vergraben oder verstecken. Die Seberlbäuerin hatte der Magd verbittert geantwortet: „Das Geld sollen wir vergraben? Wo wir doch seit Monaten keinen einzigen Gulden besitzen. Der Herr Pfarrer wird halt die Reichen gemeint haben.“

Ungefähr jede Stunde einmal horchte die Seberlbäuerin zur Straße an der Enns hinab, doch alles blieb still. Wo ansonsten das Peitschenknallen der Fuhrleute oder der laute Ruf der Flößer heraufgedrungen war, herrschte Ruhe. „Wie vor einem Gewitter“, sagte die Bäuerin zu sich selbst, dann rief sie zum Mittagmahl. Für diesen Weihnachtstag hatte sie das letzte Stück Selchfleisch seit Monaten aufbewahrt. Als es hernach noch ein Mehlkoch mit einigen Weinberln gab, waren die vier Kinder trotz des einfachen Mahles glücklich. Die zehnjährige Juliane war zwar noch nicht satt, aber die Pfanne war bereits leer, der achtjährige Matthias und der sechsjährige Josef schleckten mit der Zunge sogar ihren Teller ab, so geschmeckt hatte ihnen das einfache Essen. Nur die dreijährige Eva Maria bemühte sich noch mit ihrer Mahlzeit, ihr Mund und die Wangen zeigten deutlich ihren

Eifer. Die beiden Buben brachen durch das kuriose Aussehen ihrer Schwester in Gelächter aus. Ein warnender Blick der Mutter brachte sie wieder zur Besinnung.

Kaum war die Mahlzeit beendet, hob die Juliane den Kopf, ein dumpfes Geräusch war ins Haus gedrungen. Die Seberlbäuerin stürzte zur Haustür. Von der Straße an der Enns kam ein unheilvolles Dröhnen, wie es nur der Huftritt von zweitausend Pferden, der Marschtritt von sechstausend Fußsoldaten und das dumpfe Rumpeln der Kanonen zuwege bringt. Die Seberlbäuerin bekreuzigte sich: „Gott möge uns beschützen vor diesen fremden Soldaten!“ Insgeheim aber hoffte sie, die französische Armee würde nur durchziehen, damit den Soldaten keine Zeit zum Plündern blieb. Ihr Haus lag ja nicht an der Straße, vielleicht wurden sie verschont.

Den ganzen Nachmittag konnten sie Lärm und Geschrei vom Tal herauf hören, immer ängstlicher sahen die Bäuerin und ihre Magd hinab ins Tal. Doch am Weihnachtstag blieb das Anwesen des Seberlbauern von französischen Soldaten verschont, darum hoffte die Bäuerin auch am nächsten Tag, sie würden einer Plünderung entgehen, bis plötzlich Gewehrkolben an die Haustüre donnerten, begleitet von ein paar französischen Flüchen. In der ersten Panik wollte sich die Seberlbäuerin mit ihren Kindern irgendwo verkriechen. Langsam siegte ihr Realitätssinn über die Angst, zögernd schob sie den dicken Balken, der die Haustüre schützte, zurück. Ein Stoß, der sie taumeln ließ, war die Antwort, und schon stürmten die fremden Soldaten ins Haus. Durch vielfaches Plündern geübt, wurden Kästen und Truhen in kurzer Zeit geleert und die Kleidung der Hausleute landete auf dem Boden. Ebenso

machten sie es mit den Betten, der Inhalt sämtlicher Strohsäcke, auf welchen die Bewohner schliefen, mischte sich mit ihrer Kleidung. Als das ganze Haus durchstöbert war, eilten sie in den Stadel.

Mit ihren auf den Gewehren aufgepflanzten Bajonetten wurde der ganze Heuhaufen abgesucht. Einige der Soldaten gossen ganze Kübel voll Wasser in der Holzhütte und überall dort, wo etwas vergraben sein konnte, auf den Boden, doch nichts wurde gefunden. Enttäuscht kehrten sie zu ihrem Korporal in das Haus zurück. Wutentbrannt stürzte dieser in die Kammer des Bauern, schrie dort eine Zeitlang auf ihn ein, während die Bäuerin händeringend und weinend den Korporal beschwor, es sei kein Geld im Haus. Doch der Wüterich ließ sich nicht besänftigen, auf seinen Befehl hin rissen zwei Soldaten den kranken Bauern aus dem Bett und schleppten ihn zur Stallwand. Als er mehrmals zusammensackte, banden sie ihn dort fest. Ein Soldat kam und verband dem Bauern die Augen, die übrigen stellten sich in einer Reihe wie ein Hinrichtungskommando auf. Jetzt erst begriff die Seberlbäuerin das Vorhaben der Soldaten, laut weinend fiel sie vor dem Korporal auf die Knie und flehte um das Leben ihres Mannes. Zur gleichen Zeit erfassten auch die Kinder die ernste Situation. Laut schreiend wollten sie zu ihrem Vater stürzen, doch die Kolbenhiebe der Soldaten trieben sie zurück.

Juliane, die Älteste, begriff das Ganze am besten. Wenn die Soldaten Geld bekommen würden, war ihr Vater gerettet. Plötzlich gab sie ihren beiden Brüdern einen Stoß. „Unser Krösengeld! Holen wir es!“ Das Krösengeld bekam jedes Kind bei der Taufe von den Taufpaten in einer Spanschachtel als Anfangskapital für das spätere Leben. In guten Zeiten waren es mehrere Münzen, welche die Täuflinge bekamen, bei

den Kindern des Seberlbauern war es nur ein Kreuzer, doch diese kleine Münze war ihr ganzes Kapital; desto liebevoller und sorgsamer wurde damit umgegangen. Einen Augenblick sahen die beiden Buben ihre größere Schwester überrascht an. Ihr ganzes Kapital sollten sie diesen fremden Soldaten geben? Die kleine Juliane lief bereits zur Hundehütte. Als nämlich die Kinder im Gespräch ihrer Mutter mit der Magd hörten, dass die französischen Soldaten das ganze Geld raubten, hatten sie eine Beratung abgehalten, wo sie ihr Geld verstecken sollten, bis sie sich auf die Hundehütte einigten. Der kleine Spitz ließ nur die Kinder in seine Hütte hineingreifen, ansonsten biss er zu. Auch diesmal knurrte er, biss die Kinder aber nicht, als sie um ihre Spanschachteln griffen.

Auf das Rufen der Kinder drehte sich der Korporal um, sein Gesicht erhellte sich, als er die Spanschachteln in den Händen der Kinder sah. Seine Methode hatte sich als richtig erwiesen, man musste diesem Pack nur zeigen, wer jetzt das Sagen hatte. Gierig öffnete er die Spanschachteln, doch mit einem Fluch schleuderte er sie wieder fort. Hatte er sich auch keine Goldmünzen erwartet, so doch wenigstens Silber, nicht ein paar elende Kupfermünzen, er fühlte sich verhöhnt. Schon wollte er zu einem kräftigen Schlag gegen die Kinder ausholen, als er ihre entsetzten Gesichter sah. Die Kinder verstanden die Welt der Erwachsenen nicht mehr, ihr ganzes Vermögen wurde von diesen fremden Soldaten mit einem Fluch beiseite geschleudert. Ein paar menschliche Regungen mussten wohl noch im hintersten Winkel dieses rauhen Kriegers verborgen sein, denn wie er die angstvollen Kinderaugen sah, gab er einen Befehl und die Soldaten schulterten ihr Gewehre, zwei aber gingen in den Stall und holten die schönste Kalbin

heraus. „Unsere Zenzi! Unsere Zenzi!“, riefen die Kinder, die dieses Tier besonders ins Herz geschlossen hatten. „Seid bitte still!“, bemühte sich die Bäuerin die Kinder zu beruhigen, mochten diese Soldaten die Kalbin auch mitnehmen, ihre Familie war am Leben geblieben. Während der letzte Soldat vom Hof verschwand, versuchte die Bäuerin vergeblich ihren Mann ins Haus und in sein Bett zu bringen. Auf ihr heftiges Rufen kam endlich die Magd, schmutzig von oben bis unten, zum Vorschein, sie hatte sich unter dem Futtertrog des Stieres versteckt. Auf die stumme Frage der Bäuerin schüttelte sie verneinend den Kopf: „Mir ist nichts geschehen.“ Im Haus sah es schrecklich aus, zerrissene Kleider lagen, vermengt mit zerschlagenen Möbelteilen, auf dem Boden, überall herrschte Unordnung. „Mutti“, fragte die kleine Eva Maria, „waren das böse Menschen?“ „Ja“, antwortete die Bäuerin, „das waren böse Menschen, hoffentlich kommen sie nicht wieder.“ Hier irrte sich die Seberlbäuerin, sie kamen noch zweimal, ehe eine lange Friedensperiode begann.

Buchbestellung unter:

E.Kemetmueller@gmx.at oder 0664/2430049

gebunden 16,00.- Euro (Versandkosten 2,00.- Euro)

kartoniert 9,60.- Euro (Versandkosten 1,50.- Euro)